

Titel: Worauf es ankommt
Predigttext: Mk 12,41-44
Pfarrer: Gerson Raabe
Datum: München, Okuli, den 19.03.2017



Eine kleine Geschichte. Ein unspektakuläres Randereignis. Eine namenlose alte, arme Frau gegen den Jerusalemer Geldadel. So etwas soll vorkommen. Letzte Woche beim Karstadt, als diese ältere Frau sich von der Kassiererin – vermutlich wegen ihrer schlechten Augen – auch noch die Pfennige aus dem Geldbeutel zählen ließ – 34 Cent, hinter ihr wartete ungeduldig ein vermöglicher Endsechziger mit seinem Großeinkauf. Nein, der Gegensatz, der in der kleinen und unscheinbaren Erzählung von der Witwe geschildert wird, ist um vieles größer.

Eine kleine Geschichte, eine unspektakuläre und unscheinbare Geschichte? Vorsicht! Diese Geschichte hat es in sich. Bei genauerem Hinsehen ist diese Erzählung keineswegs klein, unspektakulär und unscheinbar. Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich diese Geschichte als ziemlich ungeheimt, ja widersprüchlich, gar paradox. Bei genauerem Hinsehen ist diese Geschichte alles andere als einfach.

„Und viele Reiche legten viel ein...“ Woher bitteschön weiß der das? Hat da jemand spioniert? Hat da jemand nachgesehen? Aber das macht man doch nicht! Stellen Sie sich vor der Klingelbeutel ginge herum und jedes Mal, wenn eine oder einer etwas einwirft, würde die Mesnerin oder jemand von den Konfirmandinnen und Konfirmaden, die gelegentlich einsammeln, nachsehen. Aber das macht man doch nicht! Das gehört sich nicht! Oder so etwas, wie ein gläserner Klingelbeutel, ein gläserner Opferstock. Das wäre sogar gegen den – nennen wir es ruhig einmal so – das ist gegen den „Geist des Klingelbeutels“ oder meintwegen auch gegen den „Geist des Opferstocks“.

Dieser Geist besteht gewissermaßen darin, dass jeder anonym geben kann, was ihm möglich ist, was er möchte oder was er für angemessen hält – aber eben anonym. Beides ist für diese Verrichtung konstitutiv: Die Anonymität und die Gemeinschaft. Wir alle machen etwas zusammen – wir spenden. Und wenn jemand den Klingelbeutel weitergibt und nichts gibt, ist das trotzdem ein Gemeinschaftsunternehmen. Dann ist es eben ein Gemeinschaftsunternehmen, bei dem eine oder einer sich enthält.

Aber dass jedes Mal erkennbar wäre, in welcher Höhe die Spende ausfällt, ist gegen den „Geist“ dieses Spendensammelns. Und doch ist es in der Geschichte, die sich dort vor dem Tempel abgespielt hat, so, dass zu sehen war, wer wieviel gibt. „Und viele Reiche legten viel ein...“ Damit ist nicht gemeint, dass man am Vorher-Nachher der dicken Geldbörsen sehen konnte, wer wieviel gegeben hat, denn die Scherflein waren ja auch als zwei Scherflein identifizierbar.

Der „gläserne Opferstock“ – eine erste Merkwürdigkeit dieser kleinen Geschichte.

Eine zweite Merkwürdigkeit: „Und viele Reiche legten viel ein...“ „Na, Gott sei Dank!“, möchte man sagen. „Gott sei Dank legten die viel ein!“ „Gerade in Zeiten, wie diesen, sind wir als evangelische Kirchengemeinde auf Ihre Hilfe, auch auf Ihre materielle Hilfe angewiesen“, so heißt es sinngemäß in dem Spendenbrief, den wir hier an Erlöser verschicken. Und dann spenden Menschen. Und bei uns im Gemeindegebiet wohnen manche, die wirklich viel Geld haben. Und auch von diesen spenden einige. Gott sein Dank!

In diesem Zusammenhang: Was soll eigentlich dieser – Luther würde es so formulieren – „scheele“ Seitenblick auf „die Reichen“. Was soll diese Verunglimpfung? Und wer soll das überhaupt sein „die oder der Reiche“? Gut, blöd sind wir auch nicht. Ein Reicher, eine Reiche, das ist zunächst jemand, der außergewöhnlich vermögend ist.

Das ist doch an sich noch nichts moralisch Anrühiges, oder? Gerade aus unserer Gemeinde kenne ich die eine oder den anderen Vermögenden, die helfen echte Not zu lindern, die unterstützen und ermöglichen, was sonst nicht verwirklicht werden könnte. Gott sei Dank!

Dieses Misstrauen gegenüber den Reichen, das sind doch Vorurteile von vorgestern, das sind doch Relikte aus dem Klassenkampf, den es so bei uns vielleicht sogar niemals gegeben hat, der jedenfalls gegenwärtig kein sozialer Brennpunkt unserer Gesellschaft ist. Wir haben Verträge ausgehandelt zwischen denen, die viel haben, und denen, die auf Unterstützung angewiesen sind. Und diese Verträge zielen auf ein gutes Miteinander.

Das Problem, dass immer weniger Menschen der Weltbevölkerung immer mehr Vermögen der Gesamtbevölkerung besitzen, steht auf einem anderen Blatt und muss ebenfalls durch entsprechende Vertragswerke geregelt werden. An diesen Verträgen haben selbstredend alle Beteiligten mitzuarbeiten.

Also, innerhalb dieses zweiten Punktes werde ich für einen gewissen Realismus innerhalb des Spendenwesens: So funktioniert das nun einmal beim Spenden: Die Vermögenden sind, geben aus ihrem Überfluss, um mitzuhelfen. Ganz ehrlich gesagt: Hätten wir die Innenrenovierung unserer wunderbaren Erlöserkirche mit dem finanzieren wollen, was in unserer Geschichte dem Schärflein der Witwe entspräche, wir würden heute noch in der dämmrigen Bahnhofshalle sitzen, die unsere Kirche leider einmal war.

Damit sind wir bei einem dritten Bereich angekommen. Dieser Bereich kann auch als so etwas wie ein Paradox beschrieben werden. Die Witwe, so steht es geschrieben, hat mit ihren beiden Schärflein „mehr“ gegeben „als alle, die etwas eingelegt haben“. Das aber heißt, dass der Vergleichspunkt unserer Geschichte nicht auf einer realen Ebene liegt. Denn in der Realität sind zwei Schärflein nie und nimmer mehr als das, was sonst eingelegt wurde.

Auf der Realebene können wir das wenden, wie wir wollen: Zwei Schärflein sind immer elendiglich wenig. Zwei Schärflein bleiben mit Abstand das mickrigste Opfer, das an diesem Tag eingelegt wurde. Und irgendwie war uns allen ja schon immer klar, dass die Realebene nicht der Vergleichspunkt in dieser Geschichte ist. Was aber ist er dann?

Mit dem „mehr“ kann also nicht der reale Geldbestand gemeint sein. Vielmehr müsste sogar die Frage lauten, ob – den realen Geldbestand betreffend – diese alte Frau überhaupt verantwortlich gehandelt hat? Ist die denn noch ganz bei Trost? Gibt alles – buchstäblich alles – dahin, was sie besitzt. Und jetzt? Jetzt zahlen die anderen für sie? Oder wie?

Ist das nicht verantwortungslos? Hat die noch alle? Und sind das nicht am Ende des Tages dann die Fälle, die dem Gemeinwesen auf der Tasche liegen? Sind das nicht die, die über die Sozialleistungen aufgefangen werden müssen? Kann diese Alte sich ihre Spendenfreudigkeit, ihr ach so großzügiges, ja – für ihre Verhältnisse – gar verschwenderisches Ausgabeverhalten ohnehin nur leisten, weil wir anderen parat stehen sie aufzufangen?

Aber auch die Verbindung mit dem „alles geben“ führt nicht weiter. Wenn wir etwa sagen, „Hauptsache, er gibt alles!“. Beim Sport etwa: „Das war zwar keine außergewöhnlich Leistung. Aber man muss doch anerkennen, dass er alles gegeben hat!“ Doch da waren eben noch viele Andere, die mehr geleistet haben, die besser waren, vielleicht sogar besser waren, obwohl sie nicht „alles“ gegeben haben.

Es hilft nichts, wir müssen die Ebene des Realvergleiches verlassen. Und doch hängt etwas von dem, was wir jetzt bedenken, ja auch mit den Realebene zusammen. „Alles geben“ meint einerseits – wie wir gerade verschiedentlich sahen – nicht „das Allermeiste geben“. „Alles geben“ meint mit einer „bestimmten inneren Einstellung“ geben.

Wir haben im Deutschen – und darauf sind wir verschiedentlich zu sprechen gekommen – dafür auch das Bild vom Herzen. Das Bild vom Herzen steht uns auch für unsere innersten Einstellungen. Bereits im Alten Testament findet dieses Bild Verwendung, wenn es etwa heißt: „Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an.“ Im Herzen liegen die tiefsten Beweggründe umschlossen.

Wenn es uns gelingt die Realebene zu verlassen, wenn wir diese Ebene, die Ebene des Ideals, die Ebene innerer Motivationshintergründe, die Ebene dessen, was uns bewegt etwas zu tun, erreichen, dann kann sich uns freilich ein weites Feld öffnen. Ein Feld, das zunächst zur Analyse einlädt: Was veranlasst mich eigentlich dieses oder jenes zu tun?

Und was sind dann die Beweggründe, die „mehr“ bewirken als all das zusammen, was all die anderen eingelegt haben? Worauf kommt es an?

Ehrlich gesagt, denke ich, dass das ganz einfach ist: Es ist die Beförderung des Guten. Darauf kommt es an! Das Gute soll werden! Und keiner braucht sich da jetzt zurücklehnen oder gar abwenden: „Hören Sie mir doch auf! Phrasendrescherei!“ Wie heißt es beim Propheten Micha? „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist.“ Und der Prophet fährt fort: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“

Das ist natürlich eine ziemliche Steilvorlage, aber es ist eine Vorlage. Das Gute wird von uns gefordert. Und diese Forderung umfasst dreierlei: sich an dem orientieren, was wir aus unserer Religion wissen – für uns zusammenfassend gesagt: das, was uns über den Mann aus Nazareth überliefert ist, denn er ist uns das Wort Gottes. Erstens. Zweitens: Liebe üben und drittens: demütig sein. Gott bzw. Jesus, Liebe und Demut – das ist es.

Interessanterweise gibt es übrigens eine ganz ähnliche Erzählung aus dem buddhistischen Umfeld. Haben wir in unserer kleinen und feinen Geschichte vom Schärflein der Witwe so etwas wie eine Mustererzählung für ehrbares, ja frommes menschliches Handeln – gewissermaßen religionsübergreifend?

Wer das – Gott, Liebe und Demut – aus ganzen Herzen lebt, der hat immer mehr eingelegt als alle andern zusammen. Und das gilt nun natürlich

für jede und jeden, für alle. Egal wie arm oder reich, egal wie gebildet oder nicht gebildet, egal wie alt oder jung, egal ob Frau oder Mann, egal ob kirchennah oder kirchenfern.

Worauf kommt es eigentlich an? Augenblicklich wird in unserer Landeskirche unter den Stichworten Profil und Konzentration eine Debatte geführt. Was ist unser Profil und auf was sollten wir uns konzentrieren? Worauf kommt es eigentlich an? Und hier spießen nun wunderliche Pflänzchen: Auf Evangelisation käme es an. Darauf, dass wir wieder intensiv beten, darauf käme es an.

Aber damit werden Praktiken benannt. Damit wird gesagt, was wir wieder tun sollten, weil es doch darauf ankäme. Das sind „Was-Fragen“. „Was“ sollen wir wieder tun? „Was“ müssen wir neu entdecken? Doch es geht nicht um „Was-“, sondern um „Wie-Fragen“. Anders gesagt: Die Frage nach Profil und Konzentration zielt darauf ab, „wie“ wir heute unsere Frömmigkeit, unseren Glauben leben können, so dass Frömmigkeit und Glaube authentisch und einladend sind. Nicht: „Ihr müsst wieder mehr beten!“, sondern: Wie müssen oder wie können wir heute beten? Jede und jeder muss für sich die Formen füllen, so, wie es ihm einleuchtet.

Das gilt auch für: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“ Was heißt es für sie, für mich „das Gute befördern!“? Wie übe ich Liebe und was bedeutet es für mich demütig zu sein?

Darauf kommt es an. Also: auf geht's. Das Ziel ist benannt. Keine und keiner kann jetzt noch mit den Achseln zucken „Was geht's mich an?“

Denn wer das einlegt, der hat alles eingelegt, was man zum Leben hat – Gott, Liebe und Demut – mehr braucht es nicht. Darauf kommt es letztlich an!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.
Amen.